

## Lexikalische Luftgebäude

### Eine Kritik an Ballmer / Brennenstuhl \*

1. Meine Aufgabe in diesem Kolloquium soll ein kritisches Koreferat zum Papier von Ballmer/Brennenstuhl sein. Herr Ballweg als Planer hatte mir also eine Wolfsrolle zugeordnet. Als mir das Programm zu Gesicht kam, habe ich mich aber eher als Lamm unter Wölfen gefunden. Jetzt, nach dem bisherigen Verlauf und besonders nach dem Einblick in den Gegenstand der erwünschten Kritik, keimt allerdings Hoffnung in mir: Vielleicht könnte ich ein Lamm unter Lämmern – ich sage nicht ein Schaf unter Schafen – sein. Nun, wir werden sehen.

Die Hauptthese des BB-Beitrags – ich kürze die Namen so ab, weil das angenehme Assoziationen weckt – sehe ich in der Forderung nach einer "sprachbezogenen Analyse" handlungsbezeichnender Verben. In Linguistenkreisen klingt das etwa so, wie wenn ein Politiker den Wahlslogan vertritt: "Wir wollen das Gute." Als Linguist zu betonen, man wolle eine sprachbezogene Analyse machen, ist nur sinnvoll, wenn man sich vielleicht von den eigenen Taten der Vergangenheit distanzieren will oder als Kampfslogan in dem Sinn, daß andre dies gerade nicht tun, aber tun sollten. Es ist also die Eröffnung eines Methodenstreits.

Sie werden bald merken, meine Damen und Herrn, daß ich in einem solchen Streit nicht auf der anderen Seite kämpfe, sondern mich eher so fühle, als sei ich durch die Reihen der Gegner hindurchgeschritten und warte dort auf BB.

Die Forderung einer sprachbezogenen Analyse glaube ich an zwei spezifischeren Forderungen BBs festmachen zu dürfen:

- (i) Die Analyse muß auf Sprachmaterial basieren. Es sollten beispielsweise "Gesamtwortschätze" untersucht werden.
- (ii) Die verwendeten Methoden müssen dem Sprachmaterial angemessen sein. Sie müssen präzise sein und Überprüfung zulassen.

Das ist natürlich auch noch nicht aufregend. Es kann aber spannend werden, – und das deutet sich schon an, wenn man BBs Darstellung der Forschungslage in ihrem Beitrag in LB kennt.<sup>1</sup> Dort heißt es über den Stand der lexikographischen Forschung:

"Es werden keine sprachtheoretischen und methodologischen Kriterien zur Rechtfertigung der dargestellten Lexikonstrukturen angegeben, und noch

weniger Kriterien zur Absicherung von Vorschlägen zur Wortschatzstrukturierung im allgemeinen." (LB S. 18)

Diese Beurteilung teile ich nicht, wenigstens sehe ich nicht, inwiefern BB etwa über Hallig-Wartburg der frühen Sechziger oder die sog. strukturelle Semantik hinauskommen. Eine solche historische Wertung ist aber nicht mein Fall. Ich will es darum bei dieser provokativen Andeutung lassen, bin aber natürlich bereit, die Details zu diskutieren.

Meine Aufgabe hier sehe ich in einer methodischen Kritik des Ansatzes von BB. Um diese Kritik einigermaßen plausibel zu machen, war ich zu zweierlei gezwungen. Erstens: Bei meiner Lektüre des BB-Beitrags bin ich öfter auf Stellen gestoßen, die mich zum Widerspruch gereizt haben. Die Diskussion solcher widersprüchlicher oder komischer Behauptungen wäre sicher nicht uninteressant, aber ich will mich nicht an Einzelpunkten aufhängen, sondern eine zusammenhängendere Kritik versuchen. Zweitens: Der mir vorgelegte BB-Beitrag war recht abstrakt, gedacht als eine Art summa einer größeren Arbeit. Er enthielt darum keine stringente und ausführliche Diskussion von Beispielen. Das ist natürlich kein Zufall, weil dahinter mindestens die Meinung steht, ein solches Vorgehen sei sinnvoll. Diese Meinung teile ich nicht. Ich werde darum einige Beispiele diskutieren und greife dazu – wie BB es ja anregt – auch auf deren Beitrag in LB zurück.

Ich gehe im folgenden so vor, daß ich nacheinander die beiden Grundpostulate diskutiere, also erstens die Frage des Bezugs auf sprachliches Material und dabei besonders, wie weit BB dieses Postulat einlösen, und zweitens die Frage der methodischen Angemessenheit, dabei insbesondere den Prototypismus, die Ausführungen über Folgerungen und die Verwendung von Paraphrasen.

2. Eine wiederkehrende Forderung BBs ist, man müsse sprachbezogen arbeiten, Sprachmaterial untersuchen, die sprachliche Ordnung aus der Sprache heraus entwickeln (LB S. 19) und sprachlich rechtfertigen (S. 139 in diesem Band). Ich brauche nicht zu wiederholen, daß mir das sehr sympathisch klingt. Wie sieht es aber in der Realisierung aus?

BB gehen aus von Listen von Verben, also von Einzelwörtern. Diese Wörter werden nach ihrer Bedeutung geordnet. Was die Bedeutung eines Worts ist, wird aus eigener Kompetenz geschöpft. Es ist nicht völlig unbekannt, wohin man so geraten kann. BB liefern (S. 146) ein unfreiwilliges Beispiel dafür, wo sie die beiden Verben *ableben* und *absterben* zu Demonstrationszwecken behandeln. Es heißt dort unter anderem, die beiden seien logisch synonym. Wenngleich ich dies nicht recht deuten kann,

scheint es mir doch bedenklich, so einfach die Existenz eines Verbs *ableben* anzunehmen. Jedenfalls wäre das ein recht defektives Verb, weil es keine oder fast keine flektierten Formen hat: *Sie leben ab, er ist/bat abgelebt* usw. Gebräuchlich ist nur das Substantiv, etwa in *sein Ableben erfüllt uns mit tiefer Trauer* und ein partizipähnliches Adjektiv *abgelebt*, allerdings mit etwas anderer Bedeutung. Wie soll aber bei dieser Sachlage Vergleichbarkeit von *ableben* und *absterben* gegeben sein?

Methodisch interessant ist hierbei folgendes: Wenn man einzelne Wörter als Beispiele behandelt, so behandelt man sie doch in einem Zusammenhang. Gutwillige Hörer – und sicherlich waren auch Sie solche – deuten die Wörter gemäß diesem Zusammenhang so, daß das ganze einen Sinn ergibt. Man kann sich als Deutschsprechender gut denken, daß es ein Verb *ableben* in einer oberflächlichen Analogie zu *absterben* gibt<sup>2</sup>, wengleich auch dafür BBs Analyse insofern irreführend ist, als das Präfix *ab* in beiden Fällen natürlich nicht die gleiche Funktion hat. Man kann aber ein Verb *ableben* in ganz andere Zusammenhänge bringen, etwa mit *abmagern* oder mit *abreagieren, ausleben* oder in Fügungen wie *seine Zeit ableben*. Nach den Wortbildungsregeln des Deutschen gibt das einen guten Sinn.

Mein Fazit ist: Sprachliches Material können nicht Wortlisten sein. Sprachliches Material sind vielmehr Kommunikationen, in denen die fraglichen Ausdrücke verwendet wurden. Ein einigermaßen empirisch orientierter Linguist wird versuchen, hieraus die Verwendungsweisen zu ermitteln. Andernfalls ist er in der Gefahr, nur seine eigene Kompetenz darzustellen. Das mag nicht nur peinlich werden, es gelingt ihm auch nur, wenn er sehr gut ist, weil er meistens nicht einmal seine eigenen Verwendungsweisen überblickt. Er wird fehlgeleitet durch den aktuellen Zusammenhang, in dem er seine Beispiele verwendet, darunter oft genug die eigene theoretische Fixierung.

BBs Ziel ist es, (in einem eigentümlichen Verständnis von *logisch*) die logische Ordnung der Verben zu ermitteln. Sie ordnen sie dazu in Kategorien mit je charakteristischem Verb und ordnen auch die Kategorien untereinander. Diese Ordnung beruht auf der Relation der Voraussetzung. So setze wollen, daß man etwas tut, voraus, daß man es auch wünscht.

Hinzukommt öfter eine Ordnung nach einer vorher-nachher-Relation, wobei allerdings nicht ganz deutlich ist, ob dies nur innerhalb der Kategorien oder auch für die Kategorien untereinander gilt.

Nun bilden *wollen* und *wünschen* gerade Kategorien. Allerdings ist ihre Ordnung mit einem großen, immunisierenden Fragezeichen versehen. Heißt es doch (LB S. 22):

“Wohlgermerkt beziehen wir uns dabei auf *typische* Fälle; es ist uns klar, daß durch Bezug auf genügend extreme Kontexte ‘Gegenbeispiele’ konstruiert und gefunden werden können.”

Auf die Gefahr hin, als spinnerter Beispielsucher oder Beispielkonstrukteur abgetan zu werden, will ich Ihnen doch einiges zu diesen beiden Verben *wünschen* und *wollen* vorführen.

Ich schicke voraus, daß dieses Paar die ersten beiden Kategorien charakterisiert in einer Serie von Kategorien, deren Ordnung gewonnen ist nach dem einfachen Strickmuster für Handlungen: Ich wünsche es, dann will ich es, dann plan ich es, dann tu ich es.

Gemäß meiner Zielsetzung kommt es auf die Überprüfung folgender Behauptungen an:

- (i) Das Wünschen ist eine Voraussetzung des Wollens.
- (ii) Das Wünschen geht dem Wollen voraus.

Ich formuliere das absichtlich so untechnisch wie BB, muß aber gleich sagen, daß mein Verständnis der beiden Behauptungen nicht weit genug geht. Ich verstehe die Bedingungen mal folgendermaßen:

- (iii) Wenn man etwas will, dann muß man es vorher gewünscht haben.

Schauen wir uns ein paar Beispiele an. Damit Sie mich nicht allzuleicht als Spinner ansehen können, habe ich mich vom Grimmschen Wörterbuch inspirieren lassen. Übrigens: Es enthält allein zu *wollen* 40 Spalten, so einfach scheint es mit seiner Bedeutung also nicht zu stehen. Meine Beispiele sind so gewählt, daß sie Ihre Phantasie anregen. Ich habe es mir nicht so einfach gemacht, manche schlicht als abweichend zu kennzeichnen. Weitere Anregung bekommen Sie, wenn Sie jeweils *wünschen* durch *wollen* ersetzen und vice versa.

- (1) *Ich wünsche dir eine Revolution.*
- (2) *Ich will gehen.*
- (3) *Ich wünsche zu geben.*
- (4) *Ich wünsche, daß ich gebe.*
- (5) *Ich will, daß es regnet.*
- (6) *Ich wünsche, daß es regnet.*
- (7) *Ich wünsche, daß ich bald dort bin.*
- (8) *Ich wünschte, daß ich bald dort wäre.*
- (9) *Das will mir nicht gefallen.*

- (10) *Analysieren will gelernt sein.*
- (11) *Es will regnen.*
- (12) *Gut Ding will Weile.*
- (13) *Unser Fifi wünscht zu schlafen.*
- (14) *Unser Fifi wünscht morgens zu schlafen.*
- (15) *Wolle ein X!*
- (16) *Wünsch dir ein X!*
- (17) *Wollt ihr wohl Ruhe geben!*
- (18) *Wollen wir aufhören?*
- (19) *Einer will gesehen haben, wie N. übern Zaun stieg.*
- (20) *Ich will.*
- (21) *Wohin willst du?*
- (22) *Sein eiserner Wille.*
- (23) *Eine gute Nacht wünscht Euch Hans Sachs.*

Lassen Sie mich mit einer rudimentären grammatischen Analyse anfangen! Man kann grob drei Konstruktionstypen beider Verben unterscheiden, die zwar parallel im Sinn möglicher Paraphrasen sind, aber syntaktisch schon Unterschiede zeigen, die ich hier jedoch übergehe. Erster Typ ist der mit einer NP als Ergänzung:

- (24) *Ich will X.*  
*Ich wünsche mir X.*

Der zweite Typ ist der mit infinitivischer Ergänzung:

- (25) *Ich will V-en.*  
*Ich wünsche zu V-en.*

Der dritte Typ schließlich ist der mit propositionaler Ergänzung:

- (26) *Ich will, daß S.*  
*Ich wünsche, daß S.*

Die Parallelität geht natürlich nicht so weit, wie es auf den ersten Blick scheint. Beispielsweise gibt es im ersten Typ zu *ich wünsche dir ein X* keine Entsprechung bei *wollen*. Der Unterschied zwischen *ich wünsche mir eine Revolution* und *ich wünsche dir eine Revolution* ist mit *wollen* schwer darstellbar. Man müßte in einen anderen Typ ausweichen. Es bietet sich Typ 3 an, weil *ich will X* oft umschrieben werden kann als *ich will X haben* oder je nach Kategorie des X auch mit spezifischen Verben.

Im Typ 3 ergäbe das dann: *Ich will, daß du X hast/bekommst* etc. Aber das scheint in Fällen wie (1) oft schlecht möglich, weil man kein geignetes Verb findet.

Die Parallelität kommt noch an zwei anderen Stellen ins Wackeln. Der zweite Typ zeigt insofern keine volle Parallelität, als in vielen Fällen *ich wünsche zu V-en* komisch wirkt, oft klingt das wie Ausländerdeutsch oder Filmsynchronisation, etwa ein *calque* des englischen *I want to V*. Und dann ist im dritten Typ die *wünschen*-Konstruktion oft komisch, wenn Hauptsatz und Nebensatz das gleiche Subjekt enthalten, was zeigt, daß (4) beispielsweise gerade keine rechte Parallele zu *ich will geben* sein kann. Am deutlichsten ist dies, wenn es um Handlungen geht wie in Beispiel (4). Das hat auch zur Folge, daß man Sätze wie (7) und (8) so versteht, daß der Wünschende sich nicht selbst den Wunsch durch Handeln erfüllt, sondern eher darauf hofft, daß er ohne eigenes Zutun in Erfüllung geht, ähnlich also wie (5) und (6). Offenbar kann man eigene Handlungen zwar gut wollen, aber schwer wünschen, falls man sich nicht als schizophrin hinstellt.

Weitere Unterschiede lassen sich leicht herauschälen. Die Beispielgruppe (9) - (14) verdeutlicht, daß an Subjektstelle bei *wünschen* nicht alles möglich scheint, was bei *wollen* möglich ist. Tieren beispielsweise schreiben wir nicht so leicht Wünsche zu. Dies hängt sicher damit zusammen, daß *wünschen* aktähnlicher ist als *wollen*. Man erkennt das an der Beispielgruppe (15) - (18). *Wollen* ist sicher kein Handlungsverb, was nicht nur am mangelnden Imperativ, sondern auch an anderen Abweichungen deutlich wird. *Wünschen* hingegen scheint Aktcharakter zu haben, ja es scheint in vielen Fällen sogar als Sprechakt anzusehen zu sein oder zumindest doch sehr eng mit Sprechakten zusammenzuhängen. Darum ist auch schwer etwas über die Wünsche von Hunden zu sagen.

Nimmt man mit BB an, das Wünschen müsse dem Wollen vorausgehen und das Wollen dem Tun, so ergibt sich leicht der bekannte Zirkel aus der *philosophy of mind*. Wenn nämlich Wünschen ein Akt ist, also ein Tun, so muß ihm das Wollen und damit das Wünschen vorausgehen. Ich müßte also wünschen zu wünschen usf. und käme zu nichts anderem mehr.

Diesem Zirkel liegen wie der Behauptung, das Wünschen sei eine zeitliche Voraussetzung des Wollens, mindestens zwei Fehlannahmen zugrunde. Es ist nämlich erstens nicht so, daß das Wünschen dem Wollen vorausgehen muß. Das ist gar nicht möglich, weil nicht alles, was wollen kann, auch wünschen kann und weil ich nicht alles wünschen kann, was ich wollen kann. Und zweitens ist es nicht so, daß das Wollen dem Tun voranginge. Für Handlungstheoretiker wie für Juristen ist klar, daß es ungewoll-

tes Tun gibt, eben gerade solches, bei dem kein Wollen beteiligt ist. Ich glaube, man kann sogar zeigen, daß auch dem gewollten Tun das Wollen nicht vorangeht. Aber das will ich mir hier ersparen.<sup>3</sup>

Der Trick, wie man dieser Argumentation zu entgehen glaubt, ist mir natürlich bekannt. Es ist die Abmagerung. Man schaltet nacheinander Typen von Beispielen aus und glaubt, so zu einem Gerüst zu kommen, das hält. Zwar ist ein solches Verfahren schon viel besser als das schlichte Ignorieren von Gegenbeispielen und die Behandlung nackter Verben, aber es reißt zu voreilig die Einheit von Wörtern auseinander und gibt dafür in der Regel keine plausiblen Begründungen. Zumindest ist mir die gängige Argumentation mit unterschiedlichen Paraphrasen oder Übersetzungen nicht plausibel, macht sie doch schlicht die Unterschiede in der sog. Beschreibungssprache zum Kriterium des Unterschieds der Verwendungsweisen. Wählt man eine andere Beschreibungssprache, sieht die Sache oft schon anders aus. Methodisch einwandfreie und nicht-zirkuläre Begründungen für die Ausschaltung sind schwer angebar. Warum solche Begründungen aber notwendig sind, will ich unten zeigen.

3. Ein zweiter wichtiger Gesichtspunkt in der Frage, ob BB sprachbezogen arbeiten und nicht der Sprache ein äußerliches Raster überstülpen, ist die Art, wie Bedeutungen hier beschrieben werden. Symptomatisch ist ihre Fragestellung, was Verben bezeichnen (S. 137), und die Antwort, daß Verben Prozesse, Abläufe etc. (S. 140) bezeichnen. Bei dieser Fragestellung gewinnt man die semantische Ordnung der Verben durch Reflexion über Prozesse, die einen etwa zu Erkenntnissen führt wie (S. 141):

“Bei niedrigem Eingriffsgrad laufen Prozesse in einer einfachen Form ab, ohne Mitspieler, ohne besondere Alternativmöglichkeiten.”

Und so weiter. Ein analoges Beispiel der Reflexion über Prozesse führt zur sog. Hutstruktur, die ein scheinbar plausibles Bild für den Ablauf von Prozessen gibt. Solche Bilder sind vielleicht für didaktische Zwecke brauchbar, sie sind aber kaum als Darstellung der Bedeutung irgendwelcher Verben anzusehen. Denn sicher wird mir jeder zugestehen, daß man Verbbedeutungen nicht malen kann. Als Veranschaulichung ist die Hutstruktur aber viel zu allgemein, weil sie keine spezifischen Prozeßabläufe erfaßt und beispielsweise keine Proportionen berücksichtigt. In Anbetracht der Vielfalt der Verben ist sie aber auch zu speziell, weil sie gerade nicht für alle möglichen Prozesse gebraucht werden kann.<sup>4</sup> Wie sähe etwa die Hutstruktur für *wackeln*, *platzen*, *verstehen* und dergleichen aus?

Es bleiben noch mehr Fragen offen. Beispielsweise: Wenn Verben Prozesse bezeichnen und jeder Prozeß eine Hutstruktur hat, dann muß, da *los-*

*laufen* ein Verb ist, der entsprechende Prozeß auch Hutstruktur haben. Es würde einleuchten, daß diese Hutstruktur der von *laufen* vorgeordnet wäre. Dann müßte es aber ein Tal zwischen beiden geben. Oder aber wir haben einen Hut im Hut, wie BB es auch in einem andern Bild darstellen. Selbstverständlich muß dann auch im Hut im Hut ein Hut sein usf. Wir kommen in einen infiniten Regreß. "Das braucht uns nicht zu stören", wird mancher sagen. Ich frage mich aber: Was entspricht der Anfangsphase beim Loslaufen in unserer Sprache? *Anfangen loszulaufen*? Und dem Anfang dessen?

Ich muß gestehen, daß ich außerstande bin, dieses Vorgehen als eine sprachbezogene Analyse anzusehen. Ich sehe darin eine spekulative Ontologie, in der ein Weltbild unter anderen, vielleicht das Weltbild eines einzelnen oder das einer Gruppe entwickelt werden soll. Besonders störend finde ich, daß es nicht mein Weltbild, sondern ein technisiertes, verwissenschaftlichtes Weltbild ist. Keinesfalls ist aber diese erdachte Ordnung als Ordnung unserer Sprache anzusehen. Sie wird zwar mit sprachlichen Mitteln eingeführt, dabei wird diese Sprache aber verwendet, nicht untersucht. Die Verwendung der Sprache wird sich natürlich auf die Möglichkeiten und Ergebnisse solcher Spekulation auswirken. Man wüßte aber zu gern, wie.

Die Konstruktion einer Ontologie mag so unauffällig bleiben, weil

- (i) die ordnenden Wörter wie *Prozeß*, *Ablauf* etc. selbst dem Analyseprozeß entzogen bleiben;
- (ii) diese Wörter so gewählt werden, daß sie uns unvertrauter sind als die zu analysierenden. Darum lassen sie ohne weiteres eine normierende Deutung zu, sei es als Ergebnis der jeweiligen Spekulation, sei es durch Festlegung und Aufnahme in die uneinnehmbare Burg der Metasprache.

Andererseits ist natürlich klar, daß die Untersuchung einer Sprache etwas mit der Entwicklung der zugehörigen Welt zu tun hat. Nur das macht sie interessant: "... indem wir die Sprache erörtern, erörtern wir faktisch die Frage, *was als zur Welt gehörig angesehen werden soll.*"<sup>5</sup> Da geht es aber darum, die Ordnung zu entwickeln, die der Sprache innewohnt, ich würde lieber sagen: die Welt vorzustellen, die zu dieser Sprache gehört. Dies muß allerdings eine Welt sein, die alle Sprecher der Sprache teilen, so weit sie die Sprache teilen. Sie hat nur entfernt mit dem idiosynkratischen Wissen oder Glauben von BB zu tun.

Darum kann die BBsche Verbtypologie auch kein Ersatz für die Vendler'sche bieten. Denn Vendler entwickelt seine Typologie gerade aus der englischen Sprache heraus. Er untersucht die Verwendungsweisen von Ausdrücken, um so allgemeingültige, konstitutive Regeln für die mensch-

liche Erkenntnis zu formulieren.<sup>6</sup> Er kommt aufgrund der Präsuppositionsverhältnisse von *A weiß, daß p* zu Aussagen wie "Man kann nichts Falsches wissen".

Man könnte natürlich diese Überlegungen weiterführen und ihre innere Verbindung zu einer Bedeutungstheorie aufweisen, deren Grundlage Beschreibungssätze sind wie:

(27) *Ausdruck X bezeichnet Y.*

Das will ich mir hier verkneifen, weil die Argumente dagegen ausführlich dargelegt sind.<sup>7</sup> Festzuhalten ist aber, daß dieser Ansatz, der seine semantische Ordnung durch Reflexion über die Welt gewinnt, gerade in Widerspruch steht zu einem, der die Ordnung in der Sprache ans Licht bringen will. Es wäre möglicherweise ungerecht, BB generell als Anhänger einer solchen Bedeutungsauffassung hinzustellen. Man muß aber deutlich machen, daß die meisten Philosophen, die ja auf diese Weise "einen von der Sprache her begründeten Aufschluß über den Aufbau der Wirklichkeit" (LB S. 35) erhalten sollten, sich heutzutage für ontologisierende Spekulationen bedanken werden.

Der alternative Ansatz zu den ontologisierenden Bedeutungsbeschreibungen ist bekanntlich derjenige, der davon ausgeht, in der Bedeutungsbeschreibung würden bestimmte Ausdrücke in Beziehung gesetzt, etwa im stärksten Fall für den zu beschreibenden Ausdruck ein Synonym angegeben. Diese Methode – die man sicherlich zu recht als sprachbezogen bezeichnen darf – ist BB auch nicht fremd. In ihren Paraphrasierungen streben sie gerade dies an, und ich wage zu vermuten, daß es eigentlich diese Methode ist, die sie als sprachbezogen ansehen, und daß die ontologisierende Redeweise vielleicht ein Substrat einer nicht bewältigten Vergangenheit ist.

Geht man mit dieser Voraussetzung an die einschlägigen Behauptungen BBs heran, so bleibt mancherlei offen. Darf man die Behauptung, daß Verben Prozesse bezeichnen, so deuten, daß aus *A V-t* folgt, daß *A* sich in einem Prozeß befindet? Das hätte komische Konsequenzen. Nach meiner Kompetenz wäre es sehr unüblich zu sagen, daß, wer grüßt, sich darum in einem Prozeß befindet. Mir scheint weit verbreitet – und die Wörterbücher bestätigen das –, Prozesse als nicht willentlich beeinflussbar und damit gerade im Gegensatz zu Handlungen zu sehen. Vielleicht darf ich daran erinnern, daß Festlegung des Gebrauchs von *Prozeß* in diesem Modell nicht zulässig ist.

Selbstverständlich sind all diese Überlegungen zur Sprachbezogenheit schon methodische Überlegungen. Wir können ja nicht ohne theoretische

Vorkenntnisse und damit ohne methodische Voraussetzungen und Konsequenzen darüber diskutieren, was sinnvoll Gegenstand linguistischer Behandlung sein soll und wie dieser Gegenstand sinnvoll zu behandeln ist. Ich komme jetzt aber zu spezielleren methodischen Mitteln, die BB für eine angemessene Beschreibung benützen.

4. Ich erinnere an das zweite BB'sche Grundpostulat, daß die verwendeten Methoden dem Sprachmaterial angemessen sein müssen. Die zentralen Mittel, die hier zu diskutieren sind, scheinen mir der Prototypismus, der Folgerungsbegriff und die Paraphrase. BB's wichtigster Gesichtspunkt ist, daß der Flexibilität natürlicher Sprachen Rechnung zu tragen ist. Dem kann man nur applaudieren.

Ein Mittel, der Flexibilität Herr zu werden, ist die Unterscheidung harter, prototypischer Verwendungen und flexibler, nicht-prototypischer Verwendungen, die auch als abartig oder als Ausnahmen bezeichnet werden.

Diese Idee der prototypischen Bedeutungsbeschreibung ist ein Chamäleon, das wir in den verschiedensten Erscheinungsformen kennen. Sei es, daß man wie Erdmann annimmt, jedes Wort habe einen festen Bedeutungskern mit unscharfen Randzonen; sei es, daß man jedem Wort eine feste Denotation und variable Konnotation zuschreibt; sei es, daß man von einem sog. normalen Gebrauch ausgeht und zusätzlich sog. metaphorischen, ironischen usw. Gebrauch zuläßt; sei es schließlich, daß man eine feste Menge von Implikationen und eine Menge von kürzbaren Implikationen annimmt. All diesen Annahmen ist gemeinsam, daß sie in der Praxis so verwendet werden, daß man erst einmal das beschreibt, was man beschreiben kann, einen Kern, und hofft, der Rest werde sich schon ergeben. BB formulieren das klassisch: "Eine nicht-prototypische Beschreibung wird auf später verschoben" (S. 137).

Mir scheint diese Vorgehensweise willkürlich und verhängnisvoll. Ich hätte zum Beispiel Angst, daß alle Fälle beim *wollen:wünschen*-Beispiel, die nicht ins vorgedachte Bild passen, als nicht-prototypisch ausgeschieden würden. Diese Kur scheint mir aber zu radikal gegen die Krankheit, daß man unbedingt Gemeinsamkeiten aller Verwendungsweisen sucht und keine findet. Wenn es verschiedene Fälle gibt, so ist das kein Grund, einen Fall auszuzeichnen. Erscheint das aber notwendig – und ich gebe gern zu, daß ich öfter forschungsstrategisch so vorgehe, es also auch für sinnvoll halte –, so muß man sich methodische Selbstbeschränkung auferlegen:

(i) Prototypismus darf nicht zur Immunisierung verwendet werden in dem Sinn, daß man gerade das beschreibt, was einem selbst einfällt oder

was man mit bestimmten Mitteln gerade beschreiben kann. Dies ist zwar üblich, aber ein methodischer Zirkel.

(ii) Darum ist prototypisches Vorgehen nur akzeptabel, wenn man das Prototypische einmal im weiteren Rahmen ausgrenzt und begründet, inwiefern es prototypisch ist. Das bedeutet, man muß die Grenze ziehen und begründen, also einen Begriff von dem haben, was man ausschließt.

Wenn ich es richtig sehe, gehen BB gerade so vor, wie ich es als Immunsierung gekennzeichnet habe. Sie haben als Beschreibungsmittel die analytische Folgerung und beschränken die Verwendungsweisen der Ausdrücke auf einen Kern, der gerade definiert ist durch eine konstante Folgerungsmenge. Gilt für eine Verwendung eine dieser Folgerungen nicht, so ist sie eben nicht prototypisch. Aber: Entweder die konstante Folgerungsmenge ergibt sich aus den prototypischen Verwendungsweisen, dann ist sie als Kriterium unbrauchbar, weil zirkulär. Oder wir legen die Folgerungsmenge fest, dann ist sie willkürlich. Wir brauchen also ein zusätzliches Kriterium.

Aber welches könnte das sein? Lehrreich scheint mir die Metapherndiskussion, die sich stets einer *petitio principii* schuldig macht, wenn sie von vornherein metaphorische Verwendungen von nicht-metaphorischen unterscheidet, aber theoretisch nicht rechtfertigen kann, wo die Grenze zu ziehen ist. Als einzige Lösung sehe ich hier, auf die Kompetenz der Sprecher zu rekurrieren. Denn offenbar wissen die Sprecher, ob ein normaler oder ein metaphorischer Gebrauch vorliegt. Sie wissen es genau in dem Sinn, daß sie sagen können, daß sich gewisse als normal angesehene Folgerungen, d.h. die sich bei der normalen Verwendung ergäben, nicht ergeben.

Ich will aber gleich darauf aufmerksam machen, daß dies der Flexibilität noch eine neue Komponente hinzufügt, da verschiedene Sprecher hier unterschiedliche Einschätzungen haben. Sie werden dabei auch ihren Partner einbeziehen, so daß eine Analyse des gemeinsamen Wissens notwendig wird. Das bedeutet wieder, daß man hier nicht als einzelner voreilig Grenzen ziehen und sein eigenes Verständnis verabsolutieren sollte. Man braucht vielmehr verständige und akribische Analysen von Kommunikation, aus denen man einerseits allgemeine Prinzipien für die Kürzbarkeit von Folgerungen oder die Einführung neuer Folgerungen gewinnt und außerdem natürlich für spezifische Fragen der Normalität Untersuchungen der Kompetenz von Sprechern oder Sprechergruppen. Aber das führt natürlich direkt zum methodischen Gegenbild, alle möglichen Verwendungen zu untersuchen.

5. Für BB stellt sich die Frage des Prototypischen im wesentlichen als Frage einer konstanten Folgerungsmenge für die prototypischen Verwendungen eines Ausdrucks dar. Sie vertreten "die Auffassung, daß sprachlich-analytische Folgerungen nur in sogenannten prototypischen Situationen valide sind ..." (S. 135 f.). Nach meiner Meinung dürfte sich das auch bei kommunikativer Analyse als richtig erweisen. Mir ist allerdings nicht ganz deutlich, was BB eigentlich tun in jener Passage, wo sie einen schwächeren Folgerungsbegriff einführen wollen. Mir scheint, daß sie hier verschiedene Dinge durcheinanderwerfen. Ihr Beispiel *gelbes Blau-grün* und eine Reihe anderer trifft den Nagel nicht auf den Kopf, weil es hier um Fragen der syntaktischen Struktur geht und nicht um Fragen unterschiedlicher Verwendungsweisen. Ich nehme aber an, daß es sich nur um eine unglückliche Exemplifizierung handelt. Sehr komisch ist dann aber, daß aus 1.32 in erster Linie 1 folgt, in zweiter Linie 3 usw. Abgesehen davon, daß wohl nur Propositionen auseinander folgen, irritiert mich, daß dies doch sicher keine Abschwächung ist derart, daß eins weniger sicher sei als das andre. Bei gehöriger Umformulierung folgt vielmehr alles drei gleich sicher, nämlich todsicher und analytisch.

Ganz anders gelagert scheint mir nun wieder Frau Meyers Erlebnis. Hier liegt ein kommunikatives Problem vor, das man nicht lösen kann durch das Postulat, wenn man etwas verlange, verlange man alles Implizierte mit. Denn selbstverständlich ist der Philosophiestudent ein kommunikativer Idiot, der annimmt, daß alles mitverlangt sei, was er (man? Frau Meyer?) aus dem Verlangten folgert. *Verlangen* verlangt einen intensionalen Kontext, und bekanntlich darf man darin nicht so folgern, wie man folgert. Wenn man einen Radiergummi verlangt, wird ein Gegenstand nur mitverlangt in dem Sinn, daß es uns wundern würde, wenn einer einen Radiergummi, aber keinen Gegenstand wollte. Der Vorteil der Griceschen Analyse – die BB nach ihrer Analyse für überflüssig halten – ist, daß sie zeigt, daß es abweichend wäre, einen Radiergummi zu verlangen, wenn man nur einen x-beliebigen Gegenstand wollte.

Zurück zur Folgerung und ihrer Abschwächung! Das Problem der Kürzung von Folgerungen bei der Verwendung einzelner Ausdrücke muß an sich noch nicht die Abschwächung der Folgerung erfordern. Eine genauere Analyse der Verwendungsweisen wird vielmehr zu Bedingungen für Kürzungen kommen. Dann aber löst sich das Problem einfach dadurch, daß man eben q nicht aus p allein folgern darf, sondern nur zusammen aus p und r, der Verwendungsbedingung bzw. je nach Formulierungskunst ihrem Negat. Dies ist aber selbstverständlich eine ganz normale Folgerung.

Die Flexibilität natürlicher Sprachen besteht aber in einigem mehr. Sie besteht in einer möglichen Kreativität – wenn man so will: Regellosigkeit – neuer Verwendungen, so daß gerade nicht mittels Bedingungen angegeben werden kann, welche neuen Folgerungen jetzt gelten bzw. welche alten nicht mehr. Und sie besteht in der historischen Veränderung, d.h. in der Änderung der Regeln. Beide Fälle kann man kaum mit Folgerungen in den Griff kriegen, auch nicht mit abgeschwächten. Im Vorgehen BBs sehe ich nur den untauglichen Versuch, Offenheit durch differenziertere Rigidität zu ersetzen. Dies wird der wirklichen Flexibilität der natürlichen Sprache nicht gerecht.

6. Ein weiteres wichtiges methodisches Mittel ist für BB die Paraphrase. Sie bilden zu den einzelnen Verben jeweils Paraphrasen und ordnen die Verben dann nach wiederkehrenden Teilen der Paraphrasen. In LB beispielsweise geben sie als Paraphrase von *schaffen* den Ausdruck *nach Pflicht tätig sein*. Die Ordnung der Verben wird hier durch den charakteristischen Teil *tätig sein* bestimmt, der sich noch in vielen anderen Paraphrasen wiederfindet.

Ich muß Ihnen gestehen, daß mich der Gebrauch von Paraphrasen schon immer aufgeregt hat, und zwar nicht, weil Paraphrasen nicht nützlich seien, sondern weil der ganze Paraphrasenbegriff so unklar ist, daß er als theoretisches Mittel kaum brauchbar sein dürfte. Man kommt zum Beispiel sehr oft in die Verlegenheit, daß man die Paraphrasen nicht versteht oder daß man sie nur versteht, weil man den paraphrasierten Ausdruck versteht und annimmt, es handle sich tatsächlich um eine Paraphrase. Dieser Fall liegt auch im angeführten BB-Beispiel vor. Denn so recht weiß ich nicht, was *nach Pflicht tätig sein* heißt. Solche komischen Ausdrücke eignen sich dann natürlich auch gut zur definitiven Festlegung der Paraphrase, wie es die Katz-Fodor-Fans im Sinn hatten und die generativen Semantiker.

Die Paraphrasen-Methode leidet natürlich am gleichen Manko, wie ich es bei *wünschen : wollen* herausgearbeitet habe: Sie ist extrakommunikativ. Will man diese Paraphrasen auf verwendete Ausdrücke anwenden, entsteht Amüsantes.

Versuchen Sie's mal mit:

(28) *Ich hab's geschafft.*

(29) *Schaffe, schaffe, Häusle baue!*

Mit solchen Fällen, die übrigens keine Einzelfälle sind, wird der Paraphrastiker fertig, indem er sie zu anderen Verwendungsweisen deklariert.

Er sollte sich aber daran erinnern, daß er vorgegeben hat, daß das Verb *schaffen* zu paraphrasieren, und nun hat er vielleicht nur einige Verwendungsweisen paraphrasiert.

Der große Vorteil der Paraphrasenmethode ist nach BB, daß sie eine empirische Überprüfung durch die Sprecher ermöglicht (LB S. 34). Das ist ein Argument. Allerdings empfehle ich nicht, daß man Sprecher nachträglich bestätigen läßt, was der Theoretiker erfunden hat. Vielmehr müßte man doch die Paraphrasen der Sprecher als Grundlage empirischer Arbeit nehmen. Ich bin unsicher, ob BB das getan haben. Eine Stelle (S. 139) legt es nahe, wenn sie sagen: "So hat es sich herausgestellt", daß die Paraphrasen eine einheitliche Struktur haben. Das wäre ja keine sinnvolle Redeweise, wenn sie selbst die Paraphrasen gemacht hätten. Trotzdem glaube ich, daß sie sie selbst gemacht haben. Ich bin nämlich der festen Überzeugung, daß die Paraphrasen von Sprechern eine bunte Sammlung wären, die zwar schönes Material ergäbe, die aber nicht ohne weiteres die gewünschte Struktur stützte. Die BB'schen Paraphrasen sind hingegen oft künstliche oder komische Ausdrücke, die nach meiner Meinung Sprecher so nicht produzieren und auch nicht überprüfen können.

Bei der extrakommunikativen Bildung von Paraphrasen für Einzelwörter ist der Sprecher natürlich in der gleichen Lage wie der Linguist. Alle Kritikpunkte, die ich bezüglich des Sprachmaterials vorgebracht habe, gelten also auch hier. Und zusätzlich könnte einer die Bedeutung zwar gut kennen, sie aber schlecht erklären können. Es ist eine verfehlt Hoffnung, daß Sprecher die Arbeit des Linguisten besser machen können als dieser selbst.

Wenn man die notwendigen Befragungen macht, muß man methodische Konsequenzen ziehen und auch die Aufgabenstellung in die Untersuchung einbeziehen, denn man wird den Sprecher ja nicht nach Paraphrasen fragen. Läßt man ihn aber erklären, was ein Ausdruck bedeutet, so werden viele nach einem Zusammenhang fragen. Sie kennen das ja alle aus der Erklärung von Ausdrücken einer fremden Sprache. Oder der Sprecher wird sich eine Verwendungsweise herauspicken, eben die, die ihm einfällt.

Eine andere methodische Konsequenz wäre die Integration in eine kommunikative Analyse. Bedeutungen erklären ist doch ein Sprechakt, der auch dementsprechend zu untersuchen wäre: Unter welchen Umständen soll die Bedeutung erklärt werden? Für wen? Wie macht man das? usw. Und dann gibt es natürlich gute und schlechte Erklärungen. Was ist aber der Standard hierbei? Wer beurteilt die Erklärungen? Offenbar doch der Linguist, und dann braucht er ein Kriterium, ob eine Paraphrase vorliegt oder nicht.

Ich fände es gut im Sinn der theoretischen Einheitlichkeit, man würde hier die semantischen Relationen heranziehen. Man könnte beispielsweise Paraphrasieren als Angeben eines synonymen Ausdrucks verstehen. Ich glaube, daß viele Theoretiker dies tatsächlich tun. Das geht aber nur bei einem sehr biegsamen Synonymiebegriff, bei dem etwa die syntaktische Struktur keine Rolle spielt. Danach wären vielleicht "2 + 2" und "2 x 2" synonym. Daß man einen strengeren Synonymiebegriff, etwa Carnaps structural isomorphism, braucht, ist seit langem klar. Es zeugt darum auch nicht gerade von methodischem Bewußtsein, wenn man als Linguist sagt, die syntaktische Struktur der Paraphrasen sei einem egal, es gehe um die Bedeutung. Was soll denn bei dieser Bedeutungsauffassung noch "sprachbezogen" heißen?

Nach der von mir vertretenen Bedeutungstheorie wäre natürlich die Forderung nach gleichem Gebrauch als Kriterium der Synonymie sinnvoll. Dies ist aber ein Sieb ohne Löcher. Man wird so kaum Synonyme finden. Und das ist ja auch die Quintessenz dieser Konzeption, die davon ausgeht, daß der Gebrauch von Ausdrücken nicht so schlicht ist, daß man ihn so einfach beschreiben könnte, und außerdem, daß es natürlich nicht zu jedem Ausdruck in einer Sprache noch ein Gegenstück gibt, mit dem man genau das gleiche sagen könnte.

Aber irgendein Gleichheitskriterium müßte es doch geben! Nun, nach der BB'schen Bedeutungstheorie scheint das klar: Zwei Ausdrücke sind synonym, wenn sie das gleiche bezeichnen. Naheliegend bei Sätzen wäre: S1 und S2 sind synonym, wenn sie die gleiche Proposition bezeichnen. Zu dieser verbreiteten Vorstellung hat Quine ausführliche Gegenargumentationen gegeben. Ich will nur auf folgendes hinweisen: Behauptet ein Linguist, S1 und S2 seien synonym, denn sie bezeichnen die gleiche Proposition, dann fragt ein widerborstiger Gegner natürlich, welche Proposition.

Hier wird der Linguist sich nun gezwungen sehen, einen weiteren Satz anzugeben, der auch noch diese Proposition bezeichnet. Das heißt: Er hat mit seiner Definition gar nichts außerhalb der Sprache gefunden, an dem er die Synonymie festmachen könnte. Das ganze bleibt eben eine Beziehung zwischen Sätzen.

7. Ich darf zum Schluß zusammenfassen. Die Grundforderungen nach Behandlung von Sprachmaterial und nach Sprachbezogenheit sind sinnvoll und wichtig. Denkt man sie zu Ende, so wenden sie sich aber gegen BB's Methode selbst.

- Sprachmaterial sind nicht einzelne Wörter. Und, ob eine Analyse auf sprachlichem Material basiert, ist nicht eine Frage der Menge der behandelten Wörter, sondern der Qualität der Bedeutungsanalyse.
- Sprachmaterial kann nicht einfach aus der Kompetenz des Linguisten geschöpft werden. Zwar kennt jeder die Bedeutung von Ausdrücken, so weit er an der Sprache teilhat. Aber die Einheitlichkeit der Sprache ist eine Fiktion, ebenso wie die Annahme, wer die Bedeutung kennt, könne sie auch offen darlegen.
- Darum soll unsre Devise nicht Abmagerung sein, sondern Erfassen der Buntheit unsrer Sprache. Nicht Prototypismus, sondern Periskopie. Wir sollten die unterschiedlichen Verwendungsweisen methodisch ausloten und gegebenenfalls auch unterschiedliche Sprecher und Sprechergruppen berücksichtigen.
- Die Komplexität natürlicher Sprachen läßt sich nicht durch unangemessene Simplifizierung in einfachen Modellen fassen. In welchem Sinn die Flexibilität erfaßbar ist, bleibt zu klären.
- Der Wortschatz einer Sprache ist nicht so simpel strukturiert, daß man Gruppen und Untergruppen bilden kann und so zum Porphyrischen Baum als dem Ziel aller Wünsche gelangt.

Sie werden sich vielleicht fragen, warum denn solche Modelle so attraktiv sind. Ich habe mich das auch lange gefragt. Meine Antwort ist die: Erstens sind diese Modelle spekulativ. Und Spekulation ist ein erlebnisreiches Abenteuer für den Forscher wie für den Rezipienten. Zweitens schaffen solche Modelle Ordnung und scheinbare Klarheit. Ordnung zu schaffen sehen aber viele als Hauptaufgabe der Wissenschaft, und Ordnung erfüllt offenbar ein elementares Bedürfnis vieler Menschen. Was aber für den einen Unordnung ist, kann für den andern Ordnung sein. Man muß sich eben auskennen.

Mein Antidot ist, die Ordnung in der Sprache zu erkennen und keine neue, scheinbare Ordnung zu schaffen. Die Sprache ist schon recht ordentlich, nur nicht einfach. Was wir brauchen, um uns in ihr auszukennen, ist eine durchdachte Analysemethode und eine akribische Analyse. Einfache Ordnungen, wo es sie wirklich gibt, liefert diese Analyse als fall out.

Nun verlange ich natürlich nicht das Menschenunmögliche, etwa eine Analyse von 8000 Verben, in der Art, wie ich sie für *wollen* : *wünschen* angefangen habe. Ich will auch nicht behaupten, daß die BB'sche Verbordnung nicht für irgendwelche Zwecke brauchbar sein könnte. Allerdings muß der Zweck die Form und Begründung der Ordnung bestimmen. Sonst sind wir – um in einem berühmten Bild zu sprechen – wie

Kinder, die etwas auf ein Blatt kritzeln und anschließend den Erwachsenen fragen, was das ist.

Wir sollten uns stets vor Augen halten, um welchen Preis man eine solche Ordnung erkaufte, und wir sollten auf dem Teppich bleiben, was ihre Verwendung betrifft. Zur Lösung der Probleme, die Philosophen mit der Ordnung der Welt haben, trägt diese Arbeit beispielsweise nicht bei.

## Anmerkungen

- Ich bitte den Leser, davon auszugehen, daß meine Zitationen korrekt und getreu sind. Unstimmigkeiten gehen auf nachträgliche Änderungen und Zusätze im Beitrag von Ballmer/Brennenstuhl zurück.
- 1 Th. Ballmer/W. Brennenstuhl, Zum Verbwortschatz der deutschen Sprache, in LB 55 (1978), S. 18 - 37.
- 2 Es gibt auch Belege dafür, vgl. etwa Trübners Deutsches Wörterbuch s.v. Ob dies allerdings als lexikalisiert anzusehen ist, ist eine andere Frage.
- 3 Vgl. etwa G. Ryle, The Concept of Mind, London 1949.
- 4 Der Kritiker ist hier in einer etwas unglücklichen Position, weil BB öfter behaupten, Verben bezeichneten Prozesse, dies aber so offenbar falsch ist, daß man es kaum ernsthaft kritisieren kann. BB vergessen an mehreren Stellen, daß sie selbst anfangs ihren Gegenstand auf sog. prozeßbezeichnende Verben eingeschränkt haben, weshalb es auch sehr komisch erscheint, daß sie später (S.147) sagen, es "ergab sich, daß Verben Prozesse bezeichnen". Meine Argumentation geht fairerweise nur auf solche Verben, die BB zu ihrem Gegenstandsbereich rechnen müßten.
- 5 P. Winch, Die Idee der Sozialwissenschaft und ihr Verhältnis zur Philosophie, Frankfurt/M. 1966, S. 25.
- 6 Dies ist erörtert in Z. Vendler, Linguistics in Philosophy, Ithaca, N.Y. 1967, S. 26. Die Allgemeingültigkeit ist allerdings nur vordergründig: Zwar stimmt es, wenn man beispielsweise in der Regelformulierung das untersuchte Verb *know* verwendet. Es wird aber problematisch, wenn man die Vendlersche Forderung überdenkt, die Regel müsse zwecks Allgemeingültigkeit gut übersetzt sein. Die Frage ist: Wie gut ist sie überhaupt in eine andere Sprache übersetzbar? Leute, die ein universales begriffliches System entwickeln wollen, setzen an Stelle dieser Frage eine *petitio principii*, indem sie schlicht behaupten, die Strukturen fänden sich in jeder Sprache wieder, ohne daß sie eine adäquate Analyse der jeweiligen Sprache kennen.
- 7 Zusammenfassend in H.J. Heringer, Practical Semantics, Den Haag-Paris 1978, Kap. 1, von wo man auch zu spezifischeren Argumenten weiterfindet.